

Lebens-Lüge

Friedrich Heer als Erfinder seiner eigenen Biografie oder: Abschied von einem Idol

■ CORNELIUS HELL

Als Generalsekretär des Katholischen Akademikerverbandes Österreichs hatte ich oft das Gefühl, ich wäre eigentlich zu jung für meine Umgebung – ich hatte Friedrich Heer, Otto Mauer und Karl Strobl, die Dreifaltigkeit des intellektuellen Nachkriegskatholizismus, nicht mehr persönlich erlebt. (Die einzige Begegnung mit Prälat Strobl – zweifellos der binnenkirchlichste der drei Männer – war kurz und hinterließ keinen besonderen Eindruck.) So konnte ich die glänzenden Augen meiner Gesprächspartner, wenn sie von diesem Dreigestirn sprachen, immer nur mit beifälligem Nicken beantworten. Und manchmal hatte ich den Eindruck, dass die ständige Berufung auf die ehrwürdigen Altvorderen nur dazu diente, um von der Gegenwart abzulenken.

In der „Furche“-Redaktion haben wir alle beifällig genickt, wenn die Rede auf Friedrich Heer kam. War er doch zweifellos unser bedeutendster Altvorderer, dem die Zeitung das intellektuelle Profil ihrer Anfangszeit verdankt. Ich habe zu Heer – nicht nur in der „Furche“ – besonders beifällig genickt, weil er für mich eine Art Vorbildfigur war: als „Linkskatholik“ (auch wenn er sich mit dieser Punzierung, wenn überhaupt, nur sehr zögerlich identifizierte), als Grenzgänger zwischen Katholizismus und Kultur, als Kritiker des christlichen Antisemitismus (zumindest in seiner österreichischen Variante). Und wenn ich mir den österreichischen Katholizismus heute anschau, wünsche ich dieser lächelnden Rechtgläubigkeit natürlich einen Unterminierer wie Friedrich Heer einer war.

Nur lesen mochte ich Friedrich Heer nie besonders gern. Das lag nicht in erster Linie an der abschreckenden Dicke seiner Bücher, sondern an ihrem – gegen den katholischen Mainstream gerichteten – Ver-

kündigungs- und eines geschwätigen Tour d’horizon, bei der alles mit allem zusammenhängt; zumindest das, was Heer gerade einfällt. Und ich mag es nun einmal nicht, wenn Heer in „Gottes erste Liebe“ ein Stück von Paul Celans „Todesfuge“ und andere große Literatur aus dem Zusammenhang reißt und zum Ausgangspunkt für ein Schwadronieren über alles Mögliche missbraucht. Dabei war der Mann doch auch Dramaturg am Burgtheater. Das freilich hat mich gegen Heer schon immer skeptisch gemacht: Wie einer bedeutender Universitätslehrer, einflussreicher Journalist und Dramaturg sein und dann auch noch Reden für Bundeskanzler Klaus schreiben konnte. Kann man das alles gleichzeitig (oder auch nur etwas davon) seriös machen und dazu noch einen dicken Wälzer nach dem anderen schreiben? Auch wenn man seine Vorlesungen nur dazu benutzt, um seine künftigen Bücher in den Hörsaal zu sprechen.

In seinen Anfängen, zu denen ich noch nicht vorgedrungen bin, muss Heer ja ein stilvoller Essayist gewesen sein. Nicht umsonst hat er am 9. Juni 1975 als allererster Autor (gefolgt von Ilse Aichinger) in der Alten Schmiede gelesen. In den großen Werken, die man mit seinem Anliegen assoziiert – „Der Kampf um die österreichische Identität“, „Der Glaube des Adolf Hitler“ oder die „Europäische Geistesgeschichte“ – hat die Botschaft (beziehungsweise die Eile, mit der aus Vorträgen Bücher wurden) den Stil erstickt. Außerdem bin ich skeptisch gegen eine von gesellschaftlichen und materiellen Voraussetzungen weitgehend abgelöste „Geistesgeschichte“, noch dazu, wenn sie sich immer wieder auf das Weiterwirken vor allem religiöser Ideen verengt.

Einige der gerade vorgebrachten Einwände gegen Heer – und zahlreiche weitere



Cornelius Hell, geb. 1956 in Salzburg, Literaturkritiker, Essayist und Übersetzer. 2002–2008 Ressortchef Feuilleton der Wochenzeitung „Die Furche“, Autor von über 200 Sendungen für ORF und Bayerischen Rundfunk; Lehraufträge am Salzburger Mozarteum (1992–2005) sowie an den Universitäten Salzburg, Wien und Klagenfurt. Zuletzt erschienen die Bücher: „Lesen ist Leben“ (2007) und „Der eiserne Wolf im barocken Labyrinth. Erwachendes Vilnius“ (2009).



Richard Faber/Sigurd Paul Scheichl (Hg): Die geistige Welt des Friedrich Heer. Böhlau Verlag: Wien/Köln/Weimar 2008. 314 Seiten, € 40,10.

■ „Friedrich Heer besaß kein Realitäts-/Wahrheits-Gewissen.“

– wurden präziser und mit genauen Argumenten in dem im Vorjahr erschienenen Band „Die geistige Welt des Friedrich Heer“ formuliert. Dieses Buch hat mich gezwungen, mein Verhältnis zu Heer neu zu überdenken. Es ist ja auch kein Sammelband aus irgendeinem Symposium, wie sie der Wissenschaftsbetrieb immer wieder abwirft, sondern enthält Thesen und Material, an dem niemand vorbei kann, der in Hinkunft über Heer sprechen will. Unter den Beiträgern sind viele Heer-Sympathisanten wie etwa Anton Pelinka, der Heer als „die zentrale Figur im intellektuellen Leben der Zweiten Republik“ darstellt. Aber es gibt auch die sehr genau begründete Kritik des Klagenfurter Historikers Helmut Rumpler, der zu dem vernichtenden Urteil kommt: „Heer hat durch die emotional bestimmte Auswahl seiner Quellen mit einer Einseitigkeit sondergleichen jene Traditionslinien aufgezeigt, die es ihm ermöglichten, seine scheinbar logischen Urteils-kaskaden und originellen Gedankengebäude zu konstruieren.“

Etliche Beiträge gehen davon aus, dass Heer das Ideal der rationalen Wissenschaft selbst kritisiert und einem „Wagnis der schöpferischen Vernunft“ das Wort geredet hat. Der Alttestamentler Jürgen Ebach, einer der brilliantesten Anwälte Heers, rät daher, im Interesse der „Kernsanierung“

von Heers Anliegen dessen Fehler und Irrtümer zu korrigieren; dass es deren viele gibt, haben die Spatzen schon lange von den Dächern gepfiffen. Und Anne Kwaschnik interpretiert Heer sehr hellsichtig aus der Tradition des Essays vor allem von Robert Musil und weist auf die Korrespondenz der mäandernden assoziativen Schreibweise Heers mit „seiner Kritik an der logozentrischen Verfasstheit von Wissenschaft“ hin. Dem lässt sich freilich entgegenhalten, dass der Essay zwar seine Belege nicht nennen und keine Beweise führen muss, aber keineswegs eine Spielwiese für falsche Fakten und Argumentationen ist.

Wirklichen Sprengstoff jedoch enthält der abschließende Beitrag des Heer-Biografen Adolf Gaisbauer. Er stellt fest: Alles, was wir bisher über Heer wissen, stammt von Heer selbst. „In der Heer-Literatur existiert Friedrich Heer als Person nur in dem Ausmaß, in dem er selbst über Friedrich Heer gesprochen/geschrieben hat, ohne Darüber-Hinaus oder gar Dahinter!“

Und Heer hat sich in hemmungsloser – und im einzelnen auch gelegentlich unterschiedlicher – Weise sein Leben zu-rechtgedacht und Fakten arrangiert, wie es ihm gerade in den Kontext passte. Und dabei sind ganz zentrale Ereignisse, auf die sich Heer mehrmals beruft, wie etwa die Gründung einer Widerstandsgruppe an der Universität Wien, der lange Winter an der Ostfront oder die Verhaftungen durch die Gestapo, einfach erfunden. Adolf Gaisbauer urteilt: „Friedrich Heer besaß kein Realitäts-/Wahrheits-Gewissen.“ Und er weist akribisch nach, dass Heer im Gegenteil in der Deutschen Wehrmacht als Feldwebel eine ganz „ordentliche“ Karriere gemacht hat. Zudem hat er sich noch 1944 mit allen Kräften bemüht, einen Archivarsposten im Dritten Reich zu erlangen.

Gaisbauers Beitrag hat zweifellos seine Schwächen: zum einen eine erschütterte Aufgeregtheit des Widerrufs seines eigenen Beitrags zur Heer-Biografie, was man freilich angesichts seiner neuen Ergebnisse nur zu gut verstehen kann; zum anderen aber vertrackte Schachtelsätze und Einschübe in Einschüben sowie fast seitenlange Fußnoten, die die Lektüre zu einer harten



Friedrich Heer
inmitten seiner Werke

Arbeit machen. Und es fragt sich natürlich, ob man ihm in einer zentralen Argumentation folgen muss: Dass nämlich Heers schludriger Umgang mit den Fakten der eigenen Biografie auch auf seinen Umgang mit historischen Fakten schließen lässt. Doch eines sagen auch die Herausgeber des Bandes ganz klar: „Der Mythos des antifaschistischen Widerstandskämpfers Heer ist tot.“

Erstaunlich, dass bislang praktisch kein Medium auf diese genau recherchierte Meldung reagiert hat, hätten wir in Österreich noch eine Debatten-Kultur, die über das Diktat aktueller Jubiläen und Termine hinausgeht, wäre das unvorstellbar. Dabei weist Gaisbauer im einzelnen nach, wie Heers autobiografische Fiktionen im einzelnen entstanden sind – eine aufregende Lektüre. Was Gaisbauers Beitrag kaum beantwortet ist die Frage, warum sie so lange für bare Münze genommen wurden. Vielleicht, weil das reformkatholische Milieu so gerne mit einer seiner Zentralfiguren im Kampf gegen den Nationalsozialismus verwurzelt gewesen wäre. Doch Heer dürfte sich, wie Zitate aus seinen Kriegstagebüchern zeigen, zeitweise durchaus mit der Deutsche Wehrmacht und dem Deutschen Reich identifiziert und in sehr wichtigen ideologischen Fragen erst nach dem Sieg über das Dritte Reich dazugelernt haben. Und auch da hat ihm sein verengter Blick auf religiöse Ideen noch lange den Blick auf die realen Verursacher der Geschichte getrübt, wie Gaisbauer anhand der ebenso abstrusen wie skandalösen Schlussätze von „Gottes erste Liebe“ zeigt; sie insinuiert, Gott hätte die Juden geopfert, um der Menschheit die Augen zu öffnen.

Wie gesagt: Man muss Gaisbauer nicht in allen Konsequenzen folgen, die er aus seinen recherchierten Fakten zieht. Wenngleich er nachweist, dass Heer nicht nur mit der autobiografischen Wahrheit derart hemmungslos umging, dass er eine Narbe auf seiner Stirn erfand, die von Schlägen der Gestapo stammen sollte, sondern auch behauptete, er hätte den Terminus „Altes Testament“ mit Blick auf das Judentum von Anfang an nie verwendet – auch wenn sich das Gegenteil mühelos beweisen lässt.

Angesichts dessen muss sich auch der wohlwollendste Heer-Leser fragen, was an seinen Thesen überhaupt dran und wo sein Werk noch vertrauenswürdig ist.

Schwierig ist es auch, die Funktion der Lebens-Lügen Friedrich Heers zu beurteilen. Vielleicht hätte er seine eigenen späteren Ideen gerne mit seinem ganzen Leben beglaubigt und sich dafür jenes Leben zurechtgeschrieben, das er gerne gelebt hätte. Oder vielleicht sind ihm einfach die Worte in jeder Situation zu leicht über die Lippen (und auch aufs Papier) gekommen. Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang an eine Anekdote, die mir Altbundeskanzler Josef Klaus wenige Jahre vor seinem Tod erzählt hat. Die beiden hatten nach der gemeinsamen Diskussion einer von Heer geschriebenen Rede einigen Wein getrunken, als Heer plötzlich aufsprang und sich plötzlich erinnerte: „Ich muss ja in der Katholischen Hochschulgemeinde einen Vortrag halten. Wie komm ich denn da jetzt hin?“ Worauf Klaus ziemlich entsetzt einwandte: „Aber Fritz, Du kannst doch jetzt keinen Vortrag mehr halten.“ Und Heer antwortete: „Natürlich kann ich den Vortrag halten. Sag mir nur, wie ich dorthin komme!“

Der leicht(fertig)e Umgang mit dem Wort scheint sich bei Heer nicht auf den mündlichen Vortrag beschränkt zu haben. Was mich betrifft, reichen mir der von Adolf Gaisbauer akribisch recherchierte Einblick in Heers zusammenfiktionalisiertes (um nicht zu sagen zusammengelogenes) Leben und die Kritik von Helmut Rumppler, um den Anspruch aufzugeben, mich durch möglichst viele Heer-Wälzer hindurchzuwühlen. Das beifällige Nicken, wenn die Rede auf Friedrich Heer kommt, ist mir jedenfalls gründlich vergangen. Vielleicht auch, weil ich zu jung bin, um in immerwährende Dankbarkeit gegenüber Heer dafür zu versinken, dass er den österreichischen Katholizismus der Nachkriegszeit aufgebrochen und zur Auseinandersetzung mit der Kultur angestoßen hat. So gesehen ist der Schaden vielleicht auch nicht so groß, dass die Rechte-Inhaber der Werke Friedrich Heers die Weiterführung der Neuausgabe verhindern.

■ Das beifällige Nicken, wenn die Rede auf Friedrich Heer kommt, ist mir jedenfalls gründlich vergangen.